

## Nie gedrucktes Heimatbuch

– Erinnerungen an einen Freund –

*Von Wilhelm Köhlbaas*

Als sich am Abend unserer sommerlichen Jahresversammlung zu Hall die Stadthäupter von Calais im Spiel auf der Treppe der Michaelskirche zum schweren Gang anschickten, schob sich mir in das düstere Geschehen immer wieder unabwiesbar ein ganz anderes Vorstellungsbild: auf dieser selben Treppe eine Horde ausgelassener Schulbuben, die die Steile vom Kirchportal herab bei tiefem Neuschnee zu einer Rutschbahn ausgeschliffen hatten, über die sie johlend und lärmend herabkugelten ... wann war es, und wann hätte ein hoher Rat oder die Ortspolizei solch übermütiges Treiben geduldet, das sich nun in weihevoller Stunde respektlos in meine Gedanken drängte? Neben der eindrucksvollen Darstellung wäre dies nicht wohl denkbar gewesen, hätte sich mir nicht zugleich an dieser Stelle der Schatten eines lieben Freundes gezeigt, den (und hier schließt sich der ablenkende Gedanke doch wieder an den Ernst des Stücks an) vor elf Jahren der Krieg verschlungen hat und dessen liebstes unfertig gebliebenes Werk eben dieser Stätte galt: der ungedruckt gebliebene Roman, von dessen Plan ich allein noch zu erzählen weiß – „Die Zwietracht von Hall“ von Kilian Koll.

Nun war, kurz ehe mich an der Michaelskirche diese Erinnerung an etwas unwiederbringlich Verlorenes überfiel, beim Wahlakt in der Jahresversammlung des Heimatbundes der berechtigte Wunsch geäußert worden, von mir und über mich, der ich gerade zum Vorsitzenden unseres Vereins gewählt werden sollte, doch auch ein bißchen etwas Persönliches zu erfahren. Indessen ist es immer eine heikle Forderung, von sich selbst zu erzählen, und so fasse ich das Bild, das mich inmitten des Spieles so zwingend ansprach, als einen Wink: „sage mir, mit wem Du umgehst . . .“

Hat es mich doch schon manches liebe Mal gedrängt, seiner vor einem weiteren Kreise zu gedenken, wie es

ein Mann verdient, der einst als Autor der Kurzgeschichte „Urlaub auf Ehrenwort“ den Titel geschaffen hat, der überall auf Plakaten prangt, Geld bewegt und einbringt und in den Rollen und dem Vorspann des Films Dutzende von Namen bekanntmacht, nur nicht den einen, jenen verschollenen Schriftsteller mit dem Decknamen Kilian Koll, dessen Schicksal schon immer vom Zeichen des Vergessenwerdens und der Überschattung durch andere bestimmt schien: denn in Wirklichkeit hieß er Walter Julius Bloem und war der so viel gehaltvollere, wenn auch so viel weniger erfolgreiche Sohn des bekannten Schriftstellers, dessen Erfolgsauflagen das Werk des Jungen ersticken, bis dieser sich vor der Last des väterlichen Namens im Pseudonym verbarg.

Dennoch steht er als ein zum Lachen und Siegen geborenes Glückskind vor den Augen derer, die ihn in seiner Stuttgarter Schulzeit erlebten, wo sein Vater, damals als Autor der 1870er-Trilogie soeben im literarischen Aufstieg, als Dramaturg ans Hoftheater berufen worden war. Von der Schule drängte sich der Junge zur Front, wurde abgewiesen, schaffte es auf abenteuerlichsten Umwegen dennoch und kam zurück, bereichert um ein eindrucksvolles Erleben und, eben zwanzigjährig, fürs ganze Leben geschlagen durch die Zerstörung seines schon durch Vererbung leidenden Gehörs. Er hat diese Last mit einer Tapferkeit und einem strahlenden Humor getragen, dem nur eines gleichzustellen ist: die Feinfühligkeit, mit der seine Lebensgefährtin verständnisvoll, belesen, jeder Situation gewachsen, ihm als Dolmetscherin die Teilnahme an jeder Unterhaltung vermittelte; und wie unterhielt er sich: gedankensprühend, die Antwort des Partners ablesend oder vorweg erratend, niemals niedergedrückt von dem lähmenden Los oder dem Mißerfolg seines Schaffens! Denn was hier seine

Stärke war, die Vielseitigkeit raschen Auffassens, ward dort zum Nachteil: es war ihm nicht gegeben, die Fülle der Gedanken diszipliniert zu bändigen – über der malerischen Freude am Einzelbild entglitt ihm nur zu leicht die Formung der Gesamtkonstruktion, der im konsequenten Bogen vom Anfang bis zum Ende das Werk beherrschenden Handlung. Oft zwang ihn, den Sohn eines der damals erfolgreichsten deutschen Autoren, die Not des Augenblicks, eine Arbeit um des Vorschusses willen zu schnell fertigzuhüdeln – nur in schwerer Schule erklomm er die Stufen der Fertigkeit, bis der zweite Krieg das späte Reifen hemmte.

Noch in jenem Stadium unsicherer Entfaltung traf ich ihn wieder, nachdem frühere Begegnungen flüchtig, fast ablehnend kühl gewesen waren, solange er noch unter der Erfolgsflagge des Vaters mitzuschwimmen schien. Nun, da er sich trotzig allein durchzukämpfen strebte, waren wir Freunde mit dem ersten Wort – ich weiß es selbst nicht wie, ich sehe nur noch wie gestern seine Dachmansarde, in der er mir von seinem großen Plan sprach, dem Ergebnis langer Arbeitswochen, die er im Hohenloher Land verbracht hatte: von der „Zwietracht von Hall“.

Ich hatte damals, wie wohl die meisten nicht mit Kocherwasser Getauften, keine Ahnung von jenem ständischen Hader, der in dem mittelalterlichen, fast humorvoll anmutenden, und damals doch blutig-ernsten Streit um den Zutritt zu den Rats-Trinkstuben gipfelte – durch ihn wurde das alles lebendig in den Winkeln und Gassen der buckligen alten Stadt, der Reformator Brenz und der sagenhafte Jägerkurnle kamen herein, die letzten Limburger Herren und die stolzen Siedergeschlechter, fahrende Landsknechte und seßhafte Stadtbürger . . ., wie liebevoll war so manches Einzelbild bereits ausgemalt; es hätte das Musterstück eines schwäbischen Heimatromans werden können mit einem Thema wie selten eines und ist es doch nicht geworden!

Ich gestehe, ich bin mit schuld: denn als er mir das Manuskript schickte, habe ich es ihm in Grund und Boden kritisiert, weil er über seiner Einzelmalerei ganz die große Linie verloren hatte . . . Und nun kommt das Erstaunliche: er war nicht gekränkt, er sah es ein, wir waren von da an sogar noch engere Freunde als vorher. Er zog nach Ostpreußen, und wenn ich ihn in seiner masurischen Einsamkeit besuchte, gab es im krachenden Winter ein nicht geringeres Fest als wenn er mich, in seiner Taubheit lärmend laut durch die Straßen der Hauptstadt meinen Namen rufend, in Berlin suchte . . .

Unter dem Decknamen, den er einem philosophierenden Schuster aus Burg Rineck im Fränkischen abgenommen hatte, erschien dann „Urlaub auf Ehrenwort“ und wurde groß verfilmt, mit Prominenz und Ehrengästen – allein den eigentlichen Autor hatte man bei der Einladung zur Uraufführung vergessen, zu der er sich geduldig seine Karte in der 17. Reihe selbst besorgen mußte; es ist, als hätte das Werk, an dem so viel verdient wurde, für seinen Urheber das gleiche Schicksal in sich getragen, unter dem sein Lebensweg stand und für das er in seinem Arbeiten bei mancher Gelegenheit ahnungsvoll den Ausdruck „sieglos“ gebrauchte; es sollte sich noch härter bestätigen:

Es kam der Krieg und, da er als militäruntauglich galt, sein Einsatz bei einer Propagandastaffel im Polenfeldzug. Nach kaum drei Wochen hatte er mit seinem Staffelführer, dem Reichssendeleiter H., ebenso gründlich Krach wie eine dicke Freundschaft mit den Fliegern geschaffen, die ihn als Piloten bei sich einreichten. So machte er die Westoffensive 1940 mit, wurde bei Lille abgeschossen und brach beim Absprung auf ein Bahngleis beide Beine. Neues Pech: während die Kameraden in französische Gefangenschaft fielen und bald befreit wurden, kam er mit dem Lazarett als einziger in englische Hände und nach Canada.

Kaum hatte er es im Jahre 1942 erreicht, als völlig ertaubt und dienstunfähig ausgetauscht zu werden, so tat er schon wieder Rettungsdienst in einem Luftschatz-Regiment; aus einem seiner letzten Briefe spricht noch der Zorn über den Ressortfimmel, der mit der Ausrede „nicht mein Bereich!“ in der Not der Bombennächte so manche Möglichkeit des Helfens versäumte.

Er war anders, und an Stelle des zerstörten Gehörsinns, der nie das Streiten der Kleinlichkeit an ihn heranließ, war ihm der Blick für fremde Not und das Gefühl selbstverständlicher Hilfsbereitschaft doppelt geschärft. Obwohl sein gläubiges Gemüt längst schon von Zweifeln an der Zukunft des Vaterlandes gequält war – die Freundschaft mit dem noch 1945 hingerichteten Fritz Reck-Malleczewen hatte sie nur bestärkt – gab es für ihn nichts anderes, als in den Reihen der Kameraden zu stehen, solange noch für die Heimat gekämpft wurde; der Gedanke an das ihm so lieb gewordene Ostpreußen ließ ihm keinen anderen Weg. So fand das Kriegsende den Invaliden faktisch noch einmal an der Front. Als Genesender nach einer Verwundung erhielt er noch einen letzten Vertrauensauftrag von Thüringen nach dem schon abgeschlossenen Berlin – von da ab ist jede Spur verloren. Ob er kämpfend fiel, ob er im Wirrwarr der Kapitulation

das „Stoj!“ eines Gefangenewärters nicht hörte und so den Tod fand . . . niemand weiß es. Nur die Durchschrift meiner kritischen Bemerkungen zu dem verlorenen Hall-Roman, die mir unlängst bei einem Umzug wieder in die Hände fiel, gibt noch Zeugnis, wie sich eine hohe künstlerische Begabung um das Thema der „Zwietracht von Hall“ abmühte, sieglos wie er dereinst selbst dahingehen sollte als ein immer Strebender, dem der Lorbeer versagt blieb, dem aber

gegeben war, aus reichen Händen das Glück der Freundschaft zu schenken denen, die ein klares reines Herz über den Erfolg stellten.

Der auf der Jahrestagung in Hall gewählte neue Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Dr. Wilhelm Kohlhaas, möchte sich mit dem vorstehenden Beitrag, einem Ausdruck der Erinnerung bei jenem Besuch, bei unsren Lesern einführen.

## Stuttgarts Wundergarten

Zum 1. April 1906–1956

Von Otto Feucht

„Kenn ich doch den Wundergarten,  
wie auf allen Länderkarten  
ich den zweiten nicht entdeckt;  
Wo die Kinder aller Zonen  
brüderlich beisammen wohnen,  
wo der Leu das Hündlein leckt . . .“

Karl Gerok, 1879

Eine der allerfrühesten Erinnerungen zeigt mich – es mögen 75 Jahre her sein – bestürzt und aufs tiefste erschreckt vor dem Auslauf des Elefanten stehen und zusehen, wie dieser mein Sandeimerchen mit allem Inhalt in seinen Stall fegt. Nun, die Mutter konnte den Wärter rufen, und ich erhielt meinen Schatz unversehrt zurück. Dem Elefanten aber galt, trotz dieser Tat, meine besondere, freilich mit einem gewissen Mißtrauen gemischte Liebe. Es war noch der Afrikaner „Peter“, der viele Jahre später, 1894, erschossen werden mußte, weil ein bösartiges Geschwür ihn selbst bösartig gemacht hatte. An anderer Stelle stand eine Halle mit Spiel- und Turneräten. Deren eines hatte die Form einer Schlange, auf die man sich hinaufschwingen sollte, was nur Wenigen gelang, mir aber niemals, da ich immer wieder abglitt. Dann taucht eine Rollschuhbahn in meiner Erinnerung auf, und gleich beim Eingang die große Silberkugel, die das Gesicht so schaurig schön verzerrt spiegelte, daß der Gedanke einer gewissen Zusammenghörigkeit mit den Insassen des benachbarten (alten) Affenhauses gar nicht so sehr abwegig erschien, als man – etliche Jahre später – davon hörte. Und dazu nun all die Tiere! Was es da nicht alles gab: Affen und Bären, Hirsche und Strauß, Papageien und unzählige andere Vögel. Und rechts und links vom Elefanten kamen Löwen und Tiger hinzu, deren Käfige den Anfang bildeten

zum späteren Raubtierhaus. Bald lernte ich unterscheiden: es gab Tiere, die man füttern konnte und solche, bei denen man es sich nicht so recht getraute, sowie solche, bei denen dies von vornherein gar nicht in Frage kam. Dazu war das herrliche Kapselbrot zu kaufen, das man am liebsten selber gegessen hätte – und oft auch gegessen hat, ebenso wie das Johannibrot, das eigentlich für die Affen bestimmt war. Ab und zu durfte man ein ausgefallenes Federchen mitnehmen oder gar eine herrliche große Fasanen- oder Pfauenfeder und später sogar einmal bei der jährlichen Verlosung an die Abonnenten ein richtiges Damhirschgeweih dem Vater nach Hause bringen. Das also war „der Nill“, zu dem unten beim Katharinenhospital eine große, in Form eines Elefanten geschnittene Blechtafel den Weg zeigte. Entstanden aus einer kleinen Tiersammlung, die der Zimmermeister Johannes Nill sich bei seinem Zimmerplatz, zwischen der heutigen Azenberg- und Wiederholdstraße, anlegte, dann 1862 ergänzt durch eine einfache „Mostwirtschaft“ für seine Besucher, die er „Zum Hirschgarten“ nannte, und 1871 zum Tiergarten erweiterte; viele Jahre lang, bis 1906, eine Hauptsehenswürdigkeit der Residenzstadt, für die Schulen des Landes wichtiger als das Königsschloß samt dem Schloßplatz und der dort täglich nach dem Aufziehen der Schloßwache spielenden „Parade-